

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 26

Artikel: Peter Wenks Heimsuchung [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wöchentchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

15. Juli

□ □ Im Sonnenrot. □ □

Von J. C. Heer.

Als Knabe staunt' ich oft ins Sonnenrot,
Wenn es der Heimat letzten Gruß entbot,
Im milden Glanz vom ersten Sterngeßpann
Der Friedensschein zur milden Erde rann.
In stiller Kinderseele ward es licht:
Mich grüßte sinnend Gottes Angesicht.

Als Jüngling staunt' ich oft ins Sonnenrot.
Im Herzen war das erste Glück erloht.
Traumlächelnd wallte durch den goldenen Schild
Im Strahlenkranz ein reines Mädchenbild.
Es neigte sich zum Gruß und winkte mir:
Die junge Liebe ging durch's Sternrevier!

Als Mann noch staun' ich oft ins Sonnenrot.
Aufatmend aus des Tages Pflichtgebot.
Hab' ich mein Werk zu gutem Ziel gebracht?
In dunkeln Gründen wartet schon die Nacht,
Ein Scheinen wandelt durch das Sonnenrot.
Ich kenne dich — du winkst — du bist — der Tod!

Peter Wenks Heimsuchung.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

2. Fortsetzung.

Peter Wenk verbarg, daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Für Essen habe er in der Stadt nichts ausgegeben, sagte er wie nebenbei. Einzig zwei Dreier Wein habe er genommen beim Koller im Waldhof. Man dürfe da nicht wohl vorüber.

Beim Mittagessen schnitt er drei saftige Schnitten Speck herunter, eine mehr als gewöhnlich. „Dumm ist der Doktor Werk sonst nicht,“ meinte er wie zur Entschuldigung. „Man muß ihm eineweg folgen, auch wenn man sich ein wenig zwingen muß. Und die Kosten sind ja nun doch da.“

Nach dem Essen kochte die Frau einen Kamillentee. Mit Hausmitteln sei man immer noch am weitesten gekommen, sagte sie.

Aber das Befinden des Patienten hatte sich unterdessen in ungeahnter Weise verschlimmert; er bekam leichte Brechanfälle und mußte sich nachher ganz erschöpft auf die Ruhebank legen. „Laß mich nur machen,“ bat er die Frau, die sich um ihn bemühte, mit matter Stimme. „Mir ist genau so, wie wenn ich noch in dieser Stunde verschenden müßte.“

Frau Seline ging besorgt ab und zu. Sie wagte ihre Vermutung, das fette Essen könnte die Uebelkeit verursacht haben, nicht laut werden zu lassen und schalt in der Küche heftig mit Frieda, weil die von so etwas sagte. Der Peter habe ja schon doppelt so viel ohne den geringsten Nachteil zu sich genommen. Als sie einmal nach kurzem Wegbleiben wieder in die Stube trat, stand zu ihrem Schrecken die Jakobin-Bäbe neben dem Patienten. Sie blickte Frau Seline mit fest aufeinandergepreßten Lippen eine Weile starr an. Peter Wenk aber drehte den Kopf halbwegs nach seiner Frau herum und sagte schwach: „Du — — die Jakobin-Bäbe habe es genau so gehabt . . .“

Die Bäbe nickte langsam mit dem Kopfe und tat großartig. Aber ihr Mund schwieg. Da wurde Frau Seline plötzlich zornig und sagte ihr unverfroren ins Gesicht, wenn das das Geheißteste sei, was sie zu berichten habe, dann hätte man sie hier im Hause nicht gemangelt.

Die Bäbe stand wie vom Himmel gefallen. Ihre gleichsam wie für immer geschlossenen Lippen öffneten sich ver-

hältnismäßig rasch. „So, so! Ist's also besser, man lüge die armen Kranken an? Und wenn's noch obendrein schon so weit ist mit ihnen! Wenn der Blick und alles genau stimmt!“

Frieda war auch unter die halbgeöffnete Küchentüre getreten. „Aber — Ihr seid jetzt doch eine Dumme!“ sagte sie mit ganz verwunderten Augen, während Frau Seline, die vor Zorn kein Wort mehr reden konnte, ohne weiteres die Stubentüre aufriß.

Die Bäbe schritt rücklings über die Schwelle. Im Hausgang geisterte sie noch bissig: „Verheimlicht es wegen mir noch so lang ihr könnt, Ihr zwei! Der Doktor-Runtten¹⁾ wird dann weniger groß.“

Der Peter meinte, als sie weg war, ganz in sein Schicksal ergeben, sie sollen nicht gar so tun, es sei ihm selber lieber, daß er nun wisse, woran er sei. Es stimme halt eineweg, mit dem Appetit, mit dem Brechen und mit allem. Der Doktor Merk werde wohl wissen, warum er ihm nichts mehr gegeben habe.

Nach einiger Zeit besserte sich sein Befinden; er konnte sogar gegen Abend ein wenig schlafen und eine Tasse Tee trinken. Nachher ging er auch einmal in den Stall hinüber, um nach dem Vieh zu sehen.

In der Nacht wollte dann allerdings der Schlaf lange nicht kommen. Als der Klopffläser nur ein einziges Mal ganz schüchtern laut gab, meinte er gelassen: „Hau nur zu! An mir kannst du nicht mehr viel verderben.“

Am Morgen schlief er noch fest, als die Frau aufstand. Wie er gegen halb sechs Uhr erwachte, fiel ihm zuerst das Futterholen in den Sinn. Da sah er vom Fenster aus, wie Frieda im Baumgarten Gras mähte, während Frau Seline bereits einen Karren voll des frischen Futters in die Scheune schob.

„Natürlich“, sagte er zu sich selber, indem er sich wieder ins Bett legte, „sie müssen probieren, wie es ohne mich geht.“

Er fühlte sich nicht bloß äußerlich verstimmt und unangriff, sondern redete sich ein, daß man ihn absichtlich übergehe; fast wie wenn er gestorben wäre.

Vor dem Morgenkaffee kam Frau Seline hinauf und fragte besorgt, wie es ihm sei.

Er kehrte sich gegen die Wand und sagte, man solle ihn liegen lassen. Dies wiederholte er, so oft sie nach ihm zu sehen kam. Auch zum Mittagessen stand er nicht auf, obschon er sich heimlich gestehen mußte, daß ihn das Brodeln und Rösten in der Küche drunten keineswegs gleichgültig ließ. Die Frau brachte ihm ein Stück Rindsbraten in die Kammer hinauf, nebst gerösteten Kartoffeln und goldgelben Salatblättern; er ließ sich nicht erweichen. Natürlich, nun werde extra gesotten und gebraten, knurrte er halb unverständlich in die Decke hinein.

Frau Seline hatte beim Essen Tränen in den Augen und brachte nur wenige Bissen hinab. „So ist er jetzt doch noch nie gewesen, immer hat er noch Verstand angenommen, wenn er gesehen hat, daß man es recht meint.“

Sie konnte sich nicht enthalten, der Tochter das wegen der Totenuhr mitzuteilen. „Wenn es jetzt nicht schnell anders kommt, glaube ich bald, daß doch etwas daran ist. Und dann

hab' ich heut morgen noch etwas sehen müssen, das mich gar nicht gefreut hat: im Holzschöpflein hat ein Schär gestoßen. Das darf der Vater nicht wissen; denn so etwas bedeutet sonst immer einen Todesfall im Hause.“ Sie kleidete sich um und befahl Frieda, dem Vater das Essen vorläufig warm zu halten; sie wolle jetzt vor allem aus selber mit dem Doktor reden.

Gegen drei Uhr kam Peter Wenk in die Stube herab, matt und abgeschlagen. Er ließ das schöne Essen, das ihm Frieda aufstellte, unberührt, aß dafür etwas Brot und Käse und trank Most dazu. Dann humpelte er in den Schopf hinaus, nahm eine Hacke auf die Achsel und sagte der Frieda unfreundlich und wie nebenbei, er gehe in die Runkeln. Bei der Scheune vorbeigehend vergaß er nicht, noch schnell in den Stall zu sehen. Wie er sich umwandte, stand Frau Seline vor ihm. Sie faßte seinen Arm sachte an. „Du bleibst daheim“, sagte sie bestimmt.

Er ließ sich ohne Gegenrede ins Haus hinein leiten. Hier erklärte ihm die Frau, daß sie jetzt wisse, was ihm fehle: übermüht habe er sich! Ja, das sei ganz gewiß; er habe ja dem Doktor Merk die Hauptsache nicht gesagt, das von dem verrückten Mähen vorgestern morgen. Ein älterer Mann, der dazu schon so viel geschafft habe, wie er, dürfe sich so etwas nicht mehr erlauben.

Peter Wenk machte ein mißtrauisches Gesicht. „Es ist ja ganz gescheit eronnen, das, was du da sagst. Aber glauben tu' ich eineweg nichts. Es ist ja immer so, daß man einem Kranken das Gegenteil von dem, was wahr ist, auf den Hals binden will. Ich weiß schon, wo der Has läuft. Und am Ende — ob's mich nun wegen dem Mähen oder wegen dem andern herumnehme — geliefert ist geliefert.“

Die Frau ließ sich keineswegs beirren. Vorläufig dürfe er jetzt ein paar Tage lang nicht einen Streich schaffen, sagte sie bestimmt. Das habe ihr der Doktor streng befohlen.

Der Peter stand an die kühle Ofenwand gelehnt und sah trübselig vor sich hin. „Ich weiß nicht — — wenn ich halt am Morgen nicht mehr aufs Feld hinaus darf, jetzt, wo es am schönsten ist, dann — — dann werde ich euch nicht mehr lang überlästigt sein.“

Er wunderte sich innerlich über sich selber, daß er so boshaft und ungerecht sein konnte. Die Frau sagte kein Wort, sie sah ihn nur an und ging dann still in die Nebenstube hinüber. Da redete er sich ein, sie mache sich gar nichts mehr aus ihm und behandle ihn gleichsam wie Luft. Das werde nun nach und nach so kommen. . . .

Er schlich hinaus und setzte sich auf das Bänklein neben der Haustüre. Bei einem tiefen Atemzug glaubte er zu seinem Schrecken das feine Stechen in der Brust wieder zu spüren; nur eine halbe Sekunde lang, er mußte sich nachher sogar fragen, ob er sich's denn nicht bloß eingebildet habe.

Wie er nach dem Dörschen hinübersah, fiel es ihm plötzlich ein, daß des Ochsenwirts Aeltester auch einmal wegen zu strengem Mähen eine Zeitlang gekränkelt hatte. Sogleich war es bei ihm Beschluß: er mußte schnell mit der Ochsenwirtin reden. Eineweg werde er von der Frau und vom Doktor doch nur angelogen.

Während er über den Grasgarten schritt, gab er scharf darauf acht, ob Frieda sauber gemäht habe. Er fand nicht das Geringste zu tadeln. Ja, sie hatte sogar einen Teil des

¹⁾ Rechnung.

Gemähten bereits mit Stallgülle überdüngt. Da kam ein kleiner Stolz über ihn. „Ja — die!“ machte er lächelnd zu sich selber.

Frau Seline blickte ihrem Manne aus der Nebentube verstohlen nach, wie er auf dem stangenumzäunten Fußweg an Präsident Stodders Garten vorbeischlich und ohne sich einmal umzusehen nach dem Dachsen einschwenkte. „Es ist bloß recht, wenn er ein wenig zu den Leuten geht,“ meinte sie nachher in der Küche zu Frieda, „er käme uns sonst ganz aus dem Senkel. 1)“

Frieda sagte nichts dazu; sie stand am Küchenfenster und blickte ins Leere. Die Mutter beobachtete sie eine Weile schweigend, dann konnte sie sich aber nicht enthalten, zu bemerken: „Das fehlte jetzt, daß du mir auch noch zu studieren anfängst!“

Frieda fuhr auf und warf den Kopf herum. „Ich studier' doch nicht!“

„Das wegen dem nächsten Sonntag schlag dir nur aus dem Kopf, da gibt's keine Birnen,“ fuhr Frau Seline gelassen weiter. „Dein Fritz Bäumli soll vorläufig hübsch daheim im Heidengrüt oben bleiben, und auf einen bessern Tag passen.“

„Man sagt doch nicht Heidengrüt,“ sagte Frieda vorwurfsvoll.

„Heidengrüt oder Heitersgrüt, das kommt aufs gleiche heraus.“

Frieda machte ein Schmolzmündchen. „Er wird dann immer warten und warten mögen.“

„Wer nicht warten kann, dem ist's auch nicht daran gelegen,“ behauptete die Mutter. „Und veraltet seid ihr beide so wie so noch nicht. Stem, bis es mit dem Vater wieder besser kommt, muß alles bleiben, wie es ist.“

1) Aus dem Gleichgewicht.

Frieda machte ein unzufriedenes Gesicht und ging hinaus.

Etwa zehn Minuten später kam Peter Wenk mit raschen Schritten durch den Hausgang herein. Er durchmaß die Stube ein paarmal in höchster Aufregung und ließ sich dann erschöpft auf die Ruhebank fallen.

Als Frau Seline mit fragenden Augen unter die Türe trat, wandte Peter den Kopf unsicher nach ihr um. „Du — — ist so etwas denn erblich?“

Sie antwortete nicht gleich; da fuhr er erregt weiter: „Der Schmied Straßer hat sein Glas vor mir zurückgezogen! Das ganze Dorf weiß es schon, daß ich die Auszehrung habe. Und der Rasper habe bereits im Rößli geprahlt, jetzt werde er die Fuchswiese doch noch bekommen! Und vorhin hat er sich vor mir zu hinterst im Wagenschopf verborgen und herausgerufen, er wolle nichts erben von mir!“

Frau Seline gab sich große Mühe, ihn zu beruhigen. Er solle sich aus dem allem gar nichts machen, das komme bloß von der dummen Trücke, von der Jakobin-Bäbe her.

Peter Wenk schüttelte leise den Kopf. Was sie vorbrachte, machte keinen Eindruck auf ihn. Eine volle Stunde lang saß er unbeweglich. Die Frau fand für gut, in seiner Nähe zu bleiben.

Das erste Wort, das er endlich herausbrachte, war: „Frau — versprich mir, daß der Rasper Kriesi die Fuchswiese nicht bekommt — — nachher!“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich denken soll,“ antwortete sie ganz verstört. „Bitte, geh doch lieber ein wenig ins Bett, es tut dir besser.“

(Fortsetzung folgt.)

„Bernisches Oberland“

1811.

Von Hans Brugger.

So betitelt Dr. Höpfner einen Artikel in Nr. 90, 97 und 107 der „Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten“, darin er einige Wünsche und Ratsschlüsse zum besten der Reisenden und der oberländischen Täler mitteilt. In unsern Tagen des mächtigen Fremdenverkehrs, der vom Frühling bis Herbst und auch mitten im Winter Tausende von Gästen per Dampfwagen aus- und einströmen, mutet uns das, was Höpfner vor 100 Jahren niederschrieb, an wie ein liebliches Idyll. Man vergleiche das heutige Getriebe zwischen Bern und dem Oberland mit dem, was wir hier aus dem Artikel eines guten Naturkenners und Liebhabers landschaftlicher Schönheit wieder ans Licht ziehen möchten. Höpfner hatte schon im Oktober 1810 einiges über das Oberland erscheinen



Chun mit den Alpen.